

BROTJOBS & LITERATUR

**Herausgegeben von Iuditha Balint,
Julia Dathe, Kathrin Schadt
und Christoph Wenzel**

Autor:innen haben meist Brotjobs, sprechen aber selten darüber. Selbst sie gehen oft davon aus, dass bei preisgekrönten Kolleg:innen das literarische Schaffen die tragende Einnahmequelle ist. Wie unter teils prekären Bedingungen Literatur geschrieben wird, wie sich die Arbeitssituation auf Autor:innen und ihre Werke auswirkt, welche Wechselwirkungen von Brotberufen und literarischem Arbeiten es geben kann – davon erzählen hier die Texte von Philipp Böhm, Crauss., Dominik Dombrowski, Özlem Özgül Dündar, Dinçer Güçyeter, Johanna Hansen, Adrian Kasnitz, Ulrich Koch, Thorsten Krämer, Stan Lafleur, Isabelle Lehn, Swantje Lichtenstein, Sabine Schiffner, Sabine Scho, Michael Schweßinger, Daniela Seel, Janna Steenfatt, Karosh Taha und Juliane Ziese.

Eine Projektpublikation des Fritz-Hüser-Instituts.
Gefördert vom Ministerium für Kultur und
Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen.
Mit Unterstützung der Sparkasse Dortmund.



Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



Sparkasse
Dortmund

Erste Auflage
Verbrecher Verlag, Berlin 2021
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2021
Satz: Christian Walter
Druck: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-498-6

Printed in Germany

Der Verlag dankt Antonia Lesch, Luisa Stüblmeyer.

INHALT

- 7 Iuditha Balint, Julia Dathe, Kathrin Schadt
und Christoph Wenzel
Vorwort
- 17 Philipp Böhm
Das Jahr mit den Yachten
- 27 Crauss.
Ein bisschen Würde
- 37 Dominik Dombrowski
Arbeitsgespenst
- 47 Özlem Özgül Dündar
Warum ich nicht mehr schreiben will
- 57 Dinçer Gücyeter
O Welt, nimm diese Kunst, gib mir das Brot,
ich bin's, der Kleinverleger, der Komparse
dieses Glitzer-Bollywoods!
- 69 Johanna Hansen
Den Atem stillen oder Das Brot der Künstlerin
- 81 Adrian Kasnitz
Auf dem Brettchen
- 91 Ulrich Koch
Über die Verhältnisse

- 105 Thorsten Krämer
Lob der Teilzeitkunst
- 117 Stan Lafleur
- 129 Isabelle Lehn
Ja und nein, aber irgendwie doch
- 141 Swantje Lichtenstein
Auch an den Ecken und Kanten
- 155 Sabine Schiffner
Was mein Lebensweg mit Spitzweg zu tun hat
- 167 Sabine Scho
But does it pay? – Warum nicht Dichter:innen so bezahlen, dass sie davon leben könnten?
- 177 Michael Schweßinger
Verflechtungen
- 187 Daniela Seel
Ein Verlangen nach Unbedingtheit
- 197 Janna Steenfatt
Das will ich werden
- 209 Karosh Taha
Was mache ich hier? Eine Rechtfertigung
- 221 Juliane Ziese
Der eigentliche Brotjob ist die Elternschaft oder Wer bin ich dass – Ein Denkversuch
- 229 Kurzbiographien

**Juditha Balint, Julia Dathe, Kathrin Schadt
und Christoph Wenzel**

VORWORT

Autor:innen haben meist Brotjobs. Das ist so und wird kaum thematisiert, nicht von den Literaturschaffenden oder vom sie umgebenden Betrieb, nicht von den Leser:innen. Letztere wissen oftmals nicht, dass die Schriftsteller:innen, denen sie bei Lesungen zuhören, deren Bücher sie in den Händen halten, auch noch einer anderen Erwerbsarbeit nachgehen, um eine tragende Einnahmequelle zu haben. Selbst Autor:innen gehen oftmals davon aus, dass ihre etablierten Kolleg:innen vom preisgekrönten Schreiben leben können. Diese Preise tragen teils große Namen; die Arbeitsumstände bleiben oft schwierig. Vom literarischen Schreiben allein lebt fast niemand.

Aushilfe in Warenlagern, Restaurants und Sekretariaten, Schichtdienst im Callcenter oder Briefzentrum, Honorarkraft in einer Werbeagentur, Angestellte im öffentlichen Dienst – Brotjobs gibt es im Übermaß. Doch dieser voyeuristische Blick, der möglichst ungewöhnliche oder ungewöhnlich viele Jobs in Autor:innenlebensläufen zu entdecken sucht, generiert exotistische Folklore, während es Schriftsteller:innen doch um zuverlässige, regelmäßige Einkünfte geht, um die Miete zu zahlen, um sich und ggf. die Familie ernähren zu können. Denn vom symbolischen Kapital der Kultur lassen sich weder Lebensmittel kaufen noch Wochenendausflüge finanzieren. In sehr

vielen Fällen bedarf es also dieser (Haupt-)Einnahmen, dieser nicht immer als Berufung empfundenen Tätigkeiten, um Leben und literarisches Schreiben zu ermöglichen. Tätigkeiten, denen man nicht immer eine produktive, liebsame Seite abgewinnen kann.

In Autor:innenkreisen erwähnt man hier und da, dass man vom literarischen Schreiben nicht leben kann, über Andeutungen geht es jedoch meist nicht hinaus; die für die Selbstermächtigung als imaginäres Kollektiv oder als individuelles Subjekt der Arbeit so wichtige Frage nach Einnahmequellen bleibt unausgesprochen. Hängt das damit zusammen, dass die Frage nach der eigenen Person so eng mit der Frage nach der Arbeit, genauer: nach entlohnter Tätigkeit zusammenhängt? Und eigentlich sieht man sich als Schriftsteller:in? – Liest man die vorliegenden Beiträge, wird klar: Die Arbeit, mit der Autor:innen ihr Brot verdienen, wovon sie leben, ist nicht zwingend diejenige, mit der sie sich identifizieren.

Wenn Marx in seinen *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* Arbeit als fundamentales anthropologisches Prinzip der »Selbsterzeugung des Menschen« hervorhebt, macht er deutlich, dass »die Arbeit«, was immer das sein soll, punktuelle Selbstverwirklichungs- und Sinngebungsmomente personaler Identität vereint und damit als Garant von Kontinuität im Lebensprozess dient. Dieses sinnstiftende Identitätsmoment der Arbeit mit den nicht selten prekären Lebensbedingungen von Schriftsteller:innen zusammenzudenken, konturiert die vorliegende Anthologie und macht die Brisanz der Frage nach Brotjobs bzw. Einnahmequellen verständlich.

Dass schriftstellerisches Arbeiten seit jeher finanziell riskant ist, wenn nicht ein:e Mäzen:in dahintersteht oder ein Erbe zu Buche schlägt, ist hinlänglich bekannt: Heine, Grabbe, Büchner, Lasker-Schüler, Seghers, Keun und viele andere mehr mussten immer wieder auf ihre »sehr armselige Lage« (Trakl) aufmerksam machen. Birgit

Vanderbeke hat diese *Bettel- und Brandbriefe berühmter Schriftsteller* (überarb. und erw. Neuausg. 2006) gesammelt und kommentiert. Es sind Hilfersuche, von denen sich die Autor:innen »das Geschenk einer größeren Freiheit« für ihr literarisches Schreiben versprochen. Der Mythos, dass ein existenzieller Mangel, eine gewisse Not bessere Texte zu produzieren helfe, war schon damals gefährlich falsch.

Was über Jahrhunderte strukturell wuchs, wurde während der Coronapandemie noch stärker deutlich. Ein Posting des Autors und Verlegers Dinçer Güçyeter am 13. Oktober 2020 auf Facebook: Zu einem Foto von sich selbst auf einem Gabelstapler schrieb er über seine Nebentätigkeit in einer Speditionsfirma, mit der er Verlag und Familie über Wasser hält. Der Dichter im Blaumann. Er schämt sich nicht für seinen Brotjob, er ist der Firma dankbar, die ihm das ermöglicht, was er trotz aller Sorgen mit fröhlich-energischer Überzeugung macht: Gedichte schreiben und Lyrik verlegen.

Über 300 Likes und einen kaum enden wollenden Gesprächsfaden später finden die Herausgeber:innen dieses Bandes zueinander, die Autor:innen Julia Dathe, Kathrin Schadt und Christoph Wenzel und die Literaturwissenschaftlerin Juditha Balint vom Fritz-Hüser-Institut für Literatur und Kultur der Arbeitswelt. In ihren Kommentaren zu Güçyeters Posting geht es um die Fragen, mit welcherlei Arbeit Schriftsteller:innen ihr Einkommen erwirtschaften bzw. ergänzen müssen, ob diese Arbeit literaturfern ist oder nicht. Allen ist bewusst, dass man darüber reden und schreiben, dass man die Verhältnisse sichtbar machen muss.

Unter welchen Bedingungen wird Literatur geschrieben? Was sind die Auswirkungen auf die Autor:innen, ihre Arbeits- und Alltagsstrukturen, ihre Werke? Wie hängen der existenzsichernde Broterwerb und das literarische Schreiben zusammen, wie bedingen sie einander, wie wirken sie sich aufeinander aus? Wie ordnen die

Autor:innen selbst ihre (teils künstlerischen) Brotjobs ein? Sind sie lästige Notwendigkeit, ein pragmatisches, ggf. strukturierendes Mit- und Nebeneinander oder gar geeignete Quelle fürs Schreiben? Wie lassen sich literarische Arbeit und Sorgearbeit, Dienstleistungen und wissenschaftliche Tätigkeiten im alltäglichen Zusammenhang denken? Welche Praktiken, Kompromisse und Konflikte bilden sich aus? Welche Logistiken, Energien und mittragende Anteilnahme der Familien, Verwandtschaft und Freund:innen erfordert es, bisweilen mehreren, teils auch wechselnden (Erwerbs-)Tätigkeiten nachgehen zu müssen? Wie muss, wie darf eine Lohnarbeit beschaffen sein, um dem Denken und Schreiben Platz zu lassen, um eine gewisse Flexibilität für Lesungen, Recherchen, Stipendienaufenthalte zu gewährleisten? Und warum wird so wenig darüber gesprochen, über die Brotjobs, die strukturellen Probleme, die materiellen Bedingungen der literarischen Produktion und das mit ihnen einhergehende Zerren um Zeit, Konzentration und Aufmerksamkeit?

Die Paradoxien des Betriebs liegen auf der Hand: Der Gesamtumsatz des Buchhandels betrug im Jahr 2020 rund 9,3 Milliarden Euro. Gegenüber dem Vorjahr war das – trotz Pandemie – eine Steigerung um 0,1 Prozent, wobei die Kinder- und Jugendliteratur die stärksten Verkaufszahlen aufweisen konnte. Dennoch können die Autor:innen ihre finanzielle Existenz höchst selten allein mit dem literarischen Schreiben sichern. Sie stehen in der Wertschöpfungskette an nachgeordneter Position. Heinrich Böll konstatierte 1969 in seiner programmatischen Rede vom *Ende der Bescheidenheit* anlässlich der Gründung des Verbands deutscher Schriftsteller sehr nüchtern, die Autor:innen seien letztlich »sehr feine Idioten«. Das Problem ist seit langem bekannt und die Frage, ob etablierte Autor:innen, Mitglieder des Deutschen PEN oder Debütant:innen betroffen sind, spielt lediglich eine periphere Rolle.

Diese prekären Arbeitsbedingungen – die viele als Selbstausbeutung beschreiben – sind, wie die hier versammelten Essays zeigen, zwar immer individuell, müssen allerdings als strukturelles Problem erkannt und behandelt werden, denn sie prägen den Literaturbetrieb als solchen. Radikal formuliert: Brotjobs halten den Literaturbetrieb am Laufen. Die Aufforderung, mit der wir Herausgeber:innen an die Beiträger:innen herangetreten sind, war daher, ihr schriftstellerisches Arbeitsleben anhand ihrer sogenannten Brotjobs und vice versa zu reflektieren. Unser Ziel ist dabei ein vierfaches:

1. Die Präsentation vielfältiger Stimmen und eines breiten Spektrums von Arbeitsverhältnissen, in denen Autor:innen leben und – in Ergänzung oder Konkurrenz zum schriftstellerischen Schaffen – das >eigentliche< Geld verdienen.
2. Die Enttabuisierung dieser Produktionsbedingungen, also auf die nicht selten prekäre Lage der Literaturschaffenden aufmerksam zu machen, die unter teils strapaziösen, das Leben fragmentierenden Bedingungen die Vielfalt der literarischen Veranstaltungen und Veröffentlichungen überhaupt erst ermöglichen.
3. Dem öffentlich immer noch idealisierten Bild von Schriftsteller:innen entgegenzuwirken, das ausschließlich das Ergebnis der schriftstellerischen Arbeit, das fertige Buch, und die anschließende mediale Präsenz wahrnimmt.
4. Die Thematisierung der zumeist schambesetzten finanziellen Verhältnisse im Literaturbetrieb, und das mit je eigenen Mitteln in je eigener Sprache.

Die Arbeits- und Lebenssituation von Autor:innen war bereits vor der Pandemie prekär. Diese hat allerdings die Lage verschlimmert und dadurch sichtbarer gemacht. Während andere weiterhin in die Betriebe und Fabriken fahren mussten, wurden Autor:innen reihenweise ihre Termine abgesagt, die Honorare entfielen, geplante Ver-

öffentlichungen wurden verschoben. Ihr einziger Wettbewerbsvorteil, oft eingespant zwischen Homeschooling und Sorgearbeit, war – zynisch formuliert – das längst vertraute Prinzip Heimarbeit.

Die pathetische Figuration der Schriftstellerei als resolut praktizierte Freiheit in Nischen – »Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon« (August Graf von Platen) – ist über zweihundert Jahre alt, die öffentliche Wahrnehmung dieses Berufs lebt immer noch von dieser Darstellung. Die Geschichte vom zwischen »Bureau«-Monotonie und schriftstellerischer »Nachtarbeit« manövrierenden Versicherungsangestellten aus Prag ist ebenso bekannt wie beliebt.

Ein weiterer Schauplatz, der dem literarisch interessierten Publikum meist verborgen bleibt: die reisenden Schriftsteller:innen. Mögen die Verkaufszahlen auch erfreulich sein, die eigentlichen Einnahmequellen bleiben Lesungen, Gesprächsrunden, Podiumsdiskussionen. Wochenlanges Reisen zu Buchhandlungen und Literaturhäusern, immer dieselben Fragen beantwortend – die wenigsten Autor:innen können unter diesen Bedingungen konzentriert arbeiten. Dass die Honorare für Lesungen seit zwei Jahrzehnten nicht gestiegen, tendenziell sogar gesunken sind, ist somit in zweifacher Hinsicht problematisch. Denn die spürbare Lücke im schriftstellerischen Arbeitszusammenhang, die eine Veranstaltung zwangsläufig mit sich bringt, wird bei der Lohnfrage zumeist kaum berücksichtigt. Konkret: Wem für eine anderthalbstündige Lesung inkl. Gespräch 300 oder 350, im Idealfall 400 Euro angeboten werden, wird damit auch für eine knapp zweitägige Abwesenheit, das Wegorganisieren sonstiger Pflichten, Fristen und Pflegearbeiten, das Warten auf den Zug oder den angekündigten Tontechniker, die Durchsicht von Ankündigungstexten etc. bezahlt. Die permanente Erreichbarkeit »von unterwegs« ermöglicht zwar die Verknüpfung vieler Tätigkeiten, so auch der kuratorischen Zusatzpflichten, doch verschärft sie zugleich

das Problem: Schriftsteller:innen reisen als Agenturen ihrer selbst umher und beantworten nachts im Hotel – zuvor den Buchhändler angesichts mauer Besucherzahl getröstet – noch E-Mails zu anstehenden Projekten, während Erfurt und Osnabrück längst schlafen.

Dessen ungeachtet steckt der Traum vom Leben als Schriftsteller:in weiterhin in nicht wenigen Köpfen; laut einer Umfrage des Berufsnetzwerks Xing haben ihn fünf Prozent der Befragten als Wunsch angegeben. Doch die idealisierten Vorstellungen von der Schriftstellerei – intensive Kreativität mit Zeitwohlstand – beinhalten Dachstubenromantik und sorgenfreie Aufenthalte in der Ferne. In diesen Visionen fehlt ein Bewusstsein dafür, dass wer vom Schreiben leben will, auch und nicht zuletzt mit dem Schreiben von Bewerbungen und Förderanträgen, dem Verfassen von Exposés, dem Formulieren von Rechnungen und literarischen Konzepten beschäftigt ist. Projekte akquirieren, Lesungen organisieren, die Netzwerke bedienen etc.

Zählte man die zahlreichen Unvereinbarkeiten im Arbeits- und Alltagsleben der Autor:innen auf, so gäbe es eine Konstante: das »und«. Dieses »und« ist ein starkes, realitätsbewusstes, nicht zwingend ein koordinierendes. Es ist vielmehr eines, das die Frage aufwirft: Sind im Literaturbetrieb Schreibarbeit und Familie, Alltag und Arbeit gleichwertig? Falls ja: Wieso müssen schreibende Mütter erst ein Kollektiv gründen, um sich über die Hürden der Care-Arbeit und ihrer (Un-)Vereinbarkeit mit der Schriftstellerei austauschen zu können? Wir schreiben das Jahr 2021 und es ist immer noch notwendig, dass schreibende Frauen, schreibende Mütter ihre Stimme erheben (www.care-rage.de), um Aufmerksamkeit zu erzeugen, um gesellschaftspolitisch wie auch in der literarischen Förderlandschaft Veränderungen anzustoßen. Bereits seit Februar 2020 veröffentlicht das Projekt »Other Writers Need to Concentrate« – initiiert als Reaktion auf die Probleme bei Aufenthaltsstipendien bezüglich der Mit-

nahme von Kindern – Texte zur Verbindung von Autor:innen- und Elternschaft, um deren Arbeitsbedingungen zu dokumentieren und ein Bewusstsein für die Bedürfnisse schreibender Mütter und Väter zu schaffen (www.other-writers.de). Der Mythos genialischer Einsamkeit gehört abgeräumt, Fürsorge und literarisches Schreiben dürfen nicht länger unvereinbar sein.

Sind Brotjobs und Literatur wirklich gleichwertig? Ist dieses »und« nicht vielmehr eines, das Werte misst und Wert beimisst, Wert verleiht und Wert entzieht? Ist dieses »und« nicht eigentlich ein »&«? Im Titel dieser Anthologie ersetzt das »&« nicht das »und« des schriftlichen Sprachgebrauchs, es ist auch nicht als zeichensparendes Element eingesetzt. Es ist das bewusst gewählte kaufmännische »&«, das dem Geschäft (mit) der Literatur innewohnt: Herstellung, Vertrieb, Schreiben, Verkaufen, Kaufen, Sich-Verkaufen, Verausgaben, Sich-Verausgaben usw.

Natürlich entstand dieser Band nicht im luftleeren Raum. Die Diskussionen über die prekären Bedingungen schriftstellerischen Arbeitens haben in den letzten Jahren zugenommen. In den Feuilletons der großen Tageszeitungen erscheinen inzwischen regelmäßig Artikel zur Lage der Kultur- und Literaturschaffenden; die Autorin Juliana Kálnay veröffentlichte auf www.54books.de ihren sehr lesenswerten Essay *Leben, um zu schreiben – schreiben, um (davon) zu leben?* (2020); der von Maria Barankow und Christian Baron bei Ullstein herausgegebene Essayband *Klasse und Kampf* (2021) versammelt die Erfahrungen von vierzehn Autor:innen und beleuchtet materielle Implikationen des Themas, Fokus: Herkunft, Scham und strukturelle Diskriminierung; in den online verfügbaren *Corona-Tagebüchern* des Literaturhauses Graz (2020/21) scheinen Geldnot und andere prekäre Arbeits- und Lebensbedingungen von Schriftsteller:innen immer wieder durch; unübersehbar, unüberhörbar sind die Stimmen in den so-

zialen Netzwerken. Das ist gut und trägt hoffentlich zu strukturellen Veränderungen bei.

In dieser Anthologie versammeln wir Stimmen, Texte, verschiedene Poetiken schriftstellerischer Arbeit. Die ökonomischen Rahmenbedingungen und Arbeitsumstände der Autor:innen stehen in multiplen Wechselwirkungen zum literarischen Schaffen. Die Frage nach dem Selbstverständnis als Schriftsteller:in bleibt davon nicht unberührt. Zudem: Nicht wenige Autor:innen sind innerhalb des literarischen Wirkungsfelds in Mehrfachfunktionen aktiv: als Herausgeber:innen, Übersetzer:innen, Literaturvermittler:innen, als Lehrende in literarischen Institutionen etc. Brotjobs meint nicht nur Fabrik und Friedhofsgärtnerei, gemeint sind all die Zu- und Nebenarbeiten, die das literarische Schreiben, also das zumeist nicht unmittelbar honorierte Arbeiten ermöglichen, ihm Raum und Zeit geben. Denn Geld bedeutet Zeit: Geld ist Zeit zum Schreiben. Die Umkehrung des Satzes, keineswegs trivial, hat weitreichende Konsequenzen. Für die eigene Schreibarbeit braucht es die hier ausdrücklich nicht abwertend verstandenen Brotberufe als Angestellte, Jobber:innen oder Freischaffende. Mit ihnen werden die Haupteinnahmen fürs Leben und Überleben bestritten. Die Alternative: Hartz IV.

Es bleibt die Frage: Wenn das literarische Schreiben nur Nebeneinkünfte erzeugt, ist es dann etwa selbst ein Nebenjob, eine Liebhaberei, ein Hobby mit geringer oder keiner Entlohnung? Die Antwort vorab und unmissverständlich: Nein.

Arnold Maxwill danken wir ganz herzlich für die Redaktion und das Lektorat dieses Bandes; viele seiner Ideen und Ergänzungen sind ins Vorwort eingeflossen.

Dortmund, Leipzig, Barcelona/Berlin, Aachen im Juli 2021

Marx unterscheidet in den *Grundrissen* zwischen lebendiger und vergegenständlichter Arbeit. Lebendige Arbeit: »Die Arbeit nicht als Gegenstand, sondern als Tätigkeit; nicht als selbst *Wert*, sondern als die *lebendige Quelle* des Werts.« Demgegenüber: die vergegenständlichte Arbeit, die Struktur, die Maschinen, die toten Produktionsmittel. Es ist immer die lebendige Arbeit – Körper, Energie, Ideen, die Möglichkeit, produktiv und kreativ, in dieser Gesellschaft letzten Endes wertschaffend sich zu betätigen – die in der Kalkulation eines Arbeitstags interessiert, auch wenn kein Head of Human Resources dieser Welt sie jemals so nennen würde.

Je länger ich Texte über Yachten schreibe, desto nachhaltiger drängt sich mir die Bedeutung dieser Abstraktion auf. Um mich herum verdichtet sich die Infrastruktur der vergegenständlichten toten Arbeit in digitaler Form: Workflow-Programme, so viele Google-Spreadsheets, dass ich jeden Überblick verliere, Monthly Targets, Weekly Targets, Key Performance Indicator. Manchmal wünsche ich mir nichts lieber als eine Stechuhr. All das, um die lebendige Arbeit, die ich bereit bin zu geben, so effektiv wie möglich zu verwerten. So entsteht Mehrwert. Die Pointe der Marx'schen Argumentation lautet: Ausbeutung.

Das Schlimmste ist der Team Spirit: Gegen Ende meines Vertrags erhalte ich den Auftrag, eine Jobanzeige aus dem Englischen zu übersetzen. Darin steht in der Selbstdarstellung des Unternehmens der Satz »We are a Bunch of crazy Go-Getters.« Ich weiß nicht mehr, wie lange ich vor diesem Satz sitze und ihn immer wieder aufs Neue lese. Ich will diesen Satz nicht übersetzen. Ich könnte ihn vermutlich nicht einmal übersetzen. Was ist ein »crazy Go-Getter«?

Es genügt nicht, ordentliche oder gute oder sogar sehr gute Arbeit zu leisten. Es genügt nicht, Ideen zu haben. Es genügt nicht, gut in einem Team zu arbeiten. Was gefordert wird, ist die Identifikation.

Und mehr noch als Identifikation: eine permanente Begeisterung, eine verrückte Begeisterung, was nicht weniger heißt als die Mobilisierung sämtlicher geistiger Potentiale für das Weiterkommen des Unternehmens. Das alles mit einem Lächeln und einer grundsätzlich positiven Einstellung. Du zwingst dich nicht dazu – nein, du willst es wirklich.

Mein Team glaubt daran. Mein Team glaubt an das Versprechen eines jungen Unternehmens, das dabei ist, die Urlaubsbranche zu revolutionieren. Sie glauben an smarte Lösungen, pushen sich gegenseitig, nennen sich »Machine« und »King« und »Superstar«, aber tragen jede Kündigung ohne Klage mit.

Im Development-Bereich arbeitet ein US-Amerikaner. Jeden Morgen ist er der Erste, jeden Abend der Letzte. Nie habe ich jemand so engagiert arbeiten sehen. In meinem zweiten Monat wird er gefeuert, ohne erkennbaren Grund. Ich frage meine Chefin und sie antwortet, das sei doch besser für ihn. In keinem anderen Job habe ich so viele Entlassungen erlebt. Wer nicht die geforderten Targets erreicht, bleibt nicht lange. Bis heute weiß ich nicht, warum sie mich ein Jahr lang behielten.

Ich bewege mich wie selbstverständlich zwischen ihnen, aber sie schüchtern mich ein. Sie sind jeden Tag so gut gelaunt, dass ich jeder Geste, jedem Gesichtsausdruck zu misstrauen beginne. Wir verbringen unsere Arbeitstage in einem weichgezeichneten Raum, in dem wir mehr noch als unsere Produktivität unsere Positivität performen. Es geht darum, einen Lifestyle jeden Tag aufs Neue zu reproduzieren. Sie alle sehen sich als »crazy« und das abgenutzte Adjektiv verweist auf ein Leben permanenter Maximierung unter den Vorzeichen des Erfolgs: Zum ersten Mal in meinem Leben höre ich gleich mehrere Menschen den Satz »Work hard – play hard!« ganz unironisch aussprechen. Sie schüchtern mich ein, weil sie die Zukunft sind. Sie

werden diese Welt beherrschen und technokratische Lösungen für sie finden, die Version einer Freiheit leben, die Big und Small Tech längst entwickelt haben. Alles im Dienste des sich selbst verwertenden Werts. Der zweite Slogan, den ich höre, lautet: »Better to ask for Forgiveness than to ask for Permission.« Ich höre ihn das erste Mal als Antwort auf meine Bedenken, den Datenschutz unserer User:innen betreffend – das augenzwinkernde Bewusstsein, mit allem davonzukommen.

Unter ihnen bin ich das Kuriosum: ein negativer, tätowierter Nerd ohne Karriereambitionen. »When do you get aggressive?« bedeutet »Wann lässt du deine Hemmungen fallen und begibst dich in den Modus absoluten Arbeitens? Wann gibst du alles für uns? Wann fängst du an, schmutzig zu spielen?« Die Gewissheit, dass ich diesen Weg nicht gehe, ist, was meine geistige Gesundheit lange Zeit rettet.

Das Schlimmste ist die Müdigkeit: Nie habe ich schlechter geschlafen. Nach der Arbeit gehe ich in eine Bar und schreibe. Ich verwandele mich in ein atmendes Klischee, aber ich sage mir: Würde ich erst nach Hause gehen, bekäme ich keine einzige Seite geschrieben. Ich zögere den Punkt des Heimwegs immer weiter hinaus, um das Maximum aus meiner freien Zeit herauszuholen. Ich rauche sehr viel mehr als sonst. Ich trinke auch sehr viel mehr. Wenn ich dann im Bett liege, kann ich sehr lange nicht einschlafen. Es ist der Moment, in dem mich das Bewusstsein meines Alltags einholt und die Fragen, die ich mir nicht stellen möchte. Welche Perspektive für mein Leben soll dieser Job darstellen? Welche Lüge erzähle ich mir hier jeden Tag – dass dieser Job nur ein Brotjob ist, dass ich meinen Chefs nur die eigentlichen Stunden der Arbeit gebe und die Arbeit mit dem Feierabend hinter mir lasse? Dass ich dieses Leben auf Dauer leben kann? Ohne es zu bemerken, bewege ich mich an einen dunklen Ort.

Das Schlimmste ist die Depression: In diesen Tagen lese ich Mark Fishers Essays über Depression im Spätkapitalismus. »This sickness is a sickness shared by society«, schreibt er. Es sind seine Sätze über die private Akkumulation des Schuldgefühls, des Nie-gut-genug-Seins, des Bewusstseins der eigenen Überflüssigkeit in den Verhältnissen der Mehrwertproduktion, an die ich mich erinnere.

Ich treffe einen Kollegen aus dem Sales-Team in der Raucherpause. Er zählt auf, wie oft er im letzten Jahr krank war. Dann ist er mit einem Mal erstaunt, wie häufig das war. Ich versuche mit ihm über sein Arbeitsverhältnis zu sprechen und was daran zu seinen Krankheiten beitragen könnte. Er winkt ab. Es gehöre dazu, dass man die »Extra Mile« gehe. Er will mir sagen: Es kann nicht besser werden. Es geht darum, hart zu sich selbst zu sein, um nicht unterzugehen. Anders geht es nicht.

Das ist gesellschaftliche Depression: das tief sitzende Gefühl der Ausweglosigkeit und der Hilflosigkeit angesichts einer Welt der toten Arbeit, die gleichzeitig unveränderbar und hochdynamisch erscheint. Die Lösung für den Einzelnen: den Job nicht *ausführen*, sondern zum Job *werden*. Es stellen sich keine Fragen nach Ausbeutung, Freizeit, Lebendigkeit mehr, wenn der Job alles ausfüllt. Alle Freundschaften werden Kontakte. Alle Hobbys werden Assets. Die Trennungen lösen sich auf und niemand muss mehr den schmerzhaften Widerspruch von Selbst und Arbeit aushalten. Es könnte einfach sein.

Dass mir solche Überlegungen vollkommen fremd wären, dachte ich lange Zeit – umso bedrückender die Erkenntnis, dass die Grenze, die ich jeden Tag aufs Neue zog, immer schwächer wurde und schließlich keine Bedeutung mehr hatte. Ich dachte abends im Bett noch an den Job. Es gab keine innere Verweigerung mehr, die den Namen verdient hätte.

Das Schönste ist die Bewältigung: Ich schrieb viel in meinem Jahr mit den Yachten und ging dabei in sehr verschiedene Richtungen. Je unerträglicher der Textmüll wurde, den ich über Segelurlaube auf kristallklarem Wasser verfassen musste, umso verrästelter wurden meine eigenen Texte, die ich bei viel Rauch nach Feierabend tippte. Die meisten davon werde ich nie veröffentlichen. Doch ich fand in diesem Textraum etwas wieder, von dem ich dachte, dass ich es verloren hätte: eine neugierige Auseinandersetzung mit der Welt, nicht zweckgebunden, sondern eigen, ohne Ziel, ohne Anspruch. César Aira nannte einmal seine Texte »Gebrauchsanweisungen für von mir erfundene imaginäre Apparate, die die Wirklichkeit funktionieren ließen, wie ich es wollte«. In dieser Zeit war das mein Antrieb zum Schreiben – die Wirklichkeit so funktionieren lassen, wie ich es wollte. Und je stärker mir die gesellschaftliche Wirklichkeit als feindselige gegenübertrat, umso mehr machte ich mich daran, sie in meinen eigenen Texten zu bewältigen. Und das hieß in diesen Tagen: den Alltag wieder fremd werden zu lassen.

Ich schrieb in diesem Jahr auch meinen ersten Roman. Die Fabrikarbeit, die eine zentrale Rolle darin spielt, kam mir so unendlich weit entfernt vor – und das half. Ich versuchte sie nicht so zu beschreiben, wie jemand, der weiß, was diese Arbeit bedeutet, sondern wie jemand, der an einem heißen Sommertag die Augen zusammenkneift und die Gegenstände des Alltags wie verschwommen vor sich sieht. Dabei trieb mich ein Gedanke um: Den Alltag genau so noch einmal in einem Text zu reproduzieren wäre langweilig. Langweilig nicht im Sinne des Gegenteils von Unterhaltung, sondern im Sinne der Behauptung einer unveränderbaren Welt. Es ist schon schlimm genug, dass wir so arbeiten müssen, der Text sollte diese Erfahrung nicht einfach unbewältigt wiederholen.

Ich ging erst den Weg, die Arbeit als Rätsel zu beschreiben. Dann

begann ich über meine Erfahrung mit den Yachten zu schreiben und da kamen die Wut hinzu und der Wunsch, diese Arbeitswelt zu denunzieren und einen Textraum zu erschaffen, in dem sich andere kaputtgegangene Start-up-Dropouts wiedererkennen würden. Es liegt ein Trost darin, der Beschissenheit des eigenen Arbeitsalltags eine Form zu geben – eine Form, die keine Verdopplung der Zeit zwischen neun und siebzehn Uhr bedeutet.

Das Schönste ist die Solidarität: Ein Text bleibt ein schlechter Ersatz für das, was mir in meinem Jahr mit den Yachten am meisten fehlte – praktisch gelebte Solidarität. Und das hieß: Einsicht in gemeinsame Interessen. Das hieß: sich kollektiv zu weigern, so arbeiten zu müssen. Ich hatte über die ganze Zeit hinweg die besten Genoss:innen an meiner Seite, ohne die ich vielleicht wirklich untergegangen wäre. Denn sobald ich das Büro betrat, war ich allein.

Die gesamte Organisation der Arbeit in solchen Unternehmen wie dem, in dem ich tätig war, läuft auf praktische Entsolidarisierung hinaus, auf Vereinzelung, welche die Individuen in letzter Instanz krank macht, weil jedes Leiden am Alltag als persönliches Scheitern verhandelt wird. Ich weiß es, denn ich habe es selbst erlebt. Um der Vereinzelung kollektiv entgegenzutreten, müssten wir zuerst verlernen zu funktionieren, also: verlernen, so zu arbeiten.

Das Schönste ist die Kündigung: Später würde ich sagen, dass die Entscheidung, diesen Job zu kündigen, zu den besten meines Lebens gehörte. Ich lächelte bei meiner Verabschiedung. Als ich das Büro verließ, schickte ich Kurznachrichten an alle meine Freund:innen. Auf dem ganzen Weg nach Hause hatte ich das starke Bedürfnis loszurennen.

Ich habe danach nie wieder »Textkompetenz« in eine Bewerbung geschrieben.